

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1891

1 (1.1.1891)

Beilage zu Nr. 1 der Karlsruher Zeitung.

Donnerstag, 1. Januar 1891.

Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes und der angrenzenden Landschaften.

Im Auftrage der badischen historischen Kommission bearbeitet von Eberhard Gothein, Professor der Nationalökonomie an der Universität Bonn. Straßburg 1891. Verlag von R. J. Tribner. 1. Lieferung.

A.E. Als vor mehr als acht Jahren die badische historische Kommission ihre für Deutschlands und Badens Geschichte so ersprießlich gewordene Tätigkeit eröffnete, nahm sie sofort als eine ihrer vornehmsten Aufgaben eine Geschichte der Besiedlung und Gewerbetätigkeit des Schwarzwaldes in ihr Arbeitsprogramm auf. Es gelang ihr, im Laufe des folgenden Jahres in Eberhard Gothein einen geeigneten Bearbeiter zu gewinnen, und auf seinen Vorschlag wurde das Thema, wie obenstehender Titel zeigt, erweitert. Eine große, schwere und in dieser Weise unseres Wissens bisher noch nie versuchte Aufgabe war gestellt, doppelt schwer und doppelt lohnend, weil in unserer badischen Heimat die wirtschaftlichen Gegensätze der Ebene und des Gebirges und die politische Zersplitterung vor dem Entstehen des jetzigen Großherzogtums vielleicht noch mehr als sonst in Westdeutschland bei dem Fremde der Vergangenheit den Eindruck einer verwirrenden Buntheit erwecken. Dazu kam, daß das Material zum größten Teile ungenutzt in den Archiven, in erster Linie dem Generallandesarchiv, ruhte, ein Material, dessen historische Wertschätzung wir erst der jungen und zukunftsreichen wirtschaftsgeschichtlichen Wissenschaft verdanken. Die alljährlichen Sitzungsberichte der Kommission haben dann, wie sich die Leser dieses Blattes entziffern werden, Mittelungen über den ununterbrochenen Fortgang der Arbeit Gotheins gebracht. Aber auch er selbst ärgerte nicht, das Interesse für dieselbe in weitesten Kreisen wach zu rufen und die Erwartung des Ganzen bis zur Unerblichkeit zu steigern. Vorarbeiten, die zusammen schon einen stattlichen Band füllen würden, erschienen nach und nach in der Oberbairischen und Westbairischen Zeitschrift, in Schmollers Sozialwissenschaftlichen Forschungen, der Badischen Gewerbezeitung u. a. D. Zudem verstand es Gothein, als ein Redner von Gottes Gnade weithin im badischen Lande, namentlich, indem er überall an die örtlichen und berufsmäßigen Interessen anknüpfte, in industriellen und gewerblichen Kreisen die Verganzenheit als eine Lehrmeisterin der Gegenwart wieder aufleben zu lassen, und vor ihm vor bald vier Jahren auf dem hiesigen Geographentag geäußert hat, wird sich zugleich mit Freude und Stolz erinnern, wie unser Oberbein bei einer gesamt-deutschen Jahresversammlung fast noch größerer Anteilnahme begegnete als der schon damals Aller Augen auf sich lenkende dunkle Welttheil.

Wenn der Fernerlebende nicht immer das verlockende Band dieser weitausgedehnten Studien zu erkennen vermochte, so eröffnet ihm jetzt in willkommener Weise die erste, leider nur sechs Druckbogen umfassende Lieferung einen Einblick in die Anlage und Gliederung des ganzen Werks. Dasselbe wird in die drei Abteilungen der Städte- und Gewerbegeschichte, der Agrargeschichte und der Verwaltungsgeschichte zerfallen, welche drei Bände füllen. Die erste Lieferung aber enthält außer der Einleitung nur den Anfang des ersten „Stadtgebiet und Stadtgericht“ überschriebenen Kapitels, auf welches wir zurückkommen werden, wenn es abgeschlossen vorliegt. Bezüglich der Einleitung aber sei es gestattet, nicht sowohl in kritischer Absicht, die in einer Zeitung nicht am Platze wäre, als in Berücksichtigung des Bedürfnisses eines nicht fachwissenschaftlichen, hoffentlich recht ausgedehnten Leserkreises einige Gedanken und Wünsche zur Sprache zu bringen.

Die Wirtschaftsgeschichte ist wie jede junge Wissenschaft geneigt, in frohem Entdeckermuthe überall ihre Flagge aufzuhissen, und es ist bekannt, daß sie in Gotheins Auffassung sich geradezu zur rechtverstandenen Kulturgeschichte erweitert. Nun erhalten wir ein breitflügeltes Werk, und wenn auch dem Fachgelehrten die Zusammenhängigkeit der angegebenen Teile einleuchten mag, so verlangt der Laie, von seinem Standpunkt gewiß mit Recht, den Beweis, daß er es hier wirklich mit einem organischen Ganzen, wie es jede Wissenschaft darstellen soll, zu thun hat. Gotheins Einleitung aber bezieht sich lediglich auf den ersten Theil, die

Städte- und Gewerbegeschichte, und es wäre in hohem Grade dankenswerth, wenn der Verfasser der letzten (8.) Lieferung dieser Abtheilung eine allgemeine von allen Details absehbende Einleitung zu dem ganzen Werke, etwa mit römischer Paginierung, beifügen wollte.

Ein anderer Wunsch, dem wir bei dieser Gelegenheit dem Verfasser gleichfalls an's Herz legen möchten, betrifft eine Außerlichkeit. Gotheins Buch beansprucht, gelesen zu werden und nicht etwa bloß als Nachschlagewerk zu dienen. Dem Leser wird jedoch die Orientierung einigermaßen erschwert durch das Fehlen von Seitenüberschriften, so daß ein ausführliches Inhaltsverzeichnis mehr noch als ein Register unentbehrlich erscheint.

Was nun die Einleitung angeht, so war die Disposition durch den Inhalt der ersten Abtheilung von selbst gegeben. Der Verfasser schildert also zunächst die Entstehung und Entwicklung frühbairischen Lebens am Oberbein und entwirft sodann in großen Zügen eine Geschichte des Gewerbes, welche bis in die Zeit des Zollvereins reicht. Es würde zu weit führen, wenn wir hier einen ausführlichen Auszug mittheilen wollten, zumal die Einleitung in gedrängter Form eine Fülle neuer Gesichtspunkte und Resultate enthält, für welche erst die einzelnen Kapitel den Beweis erbringen sollen. Nur Einiges sei hervorgehoben.

In der Frage nach der Entstehung der Städte finden wir Gothein im Wesentlichen auf dem neuerdings von Schröder, Schulte und Sohm erfolgreich behaupteten Standpunkte, wonach Markt und Marktgericht den Anfang der Entwicklung bilden; aber indem er Bischofs-, Handels- und Fürstentümern gleichmäßig berücksichtigt, glaubt er doch auf die Aufstellung eines einheitlichen Begriffes für die Stadt verzichten zu müssen. Zu einer interessanten Bemerkung gibt ihm die Erörterung der schwierigen Frage nach dem Personalstand der Bürger den Anlaß. In der Gesetzmäßigkeit der mittelalterlichen Städte, freie Leute, Hinterlassen oder Leibeigene, in ganze Gemeinden als sogenannte Pfahlbürger anzunehmen, erblickt Gothein nämlich den Versuch der Stadt, sich in antiker Weise zum Staate zu erweitern, und in dem Scheitern dieses Versuches durch den energischen Widerstand der Fürsten und Herren sieht er „den eigentlichen Grund, weshalb die Trennung der Schweiz von Deutschland unvermeidlich wurde. Sie bestand schon längst als soziale Klaffe, als man sich noch von beiden Seiten mit gutem Willen bemühte, sie nicht zu einer politischen werden zu lassen“. Die Entstehung der Zünfte schildert der Verfasser ähnlich wie Gierke und Schmoller, deren Ansichten er jedoch vielfach modifiziert. Die soziale Bedeutung derselben besteht seines Erachtens darin, daß „sie zuerst die Arbeit statt des Feindes und der Geburt zur Grundlage einer politischen und sozialen Organisation gemacht haben“. Für unsere Gegend ist es von besonderem Interesse, daß sich das Zunftwesen in den nördlichen Städten der Markgrafschaft erst im Laufe des 16. Jahrhunderts durchgesetzt hat. Nach Markgraf Christof hatte die Zünfte in seiner Landesordnung verboten.

Die Ueberlieferung der Geschichte des Gewerbes zeigt, wie seit dem Mittelalter der Reformation die kapitalistische Unternehmung und der Großbetrieb trotz aller Widerstände von Seiten der Zünfte und des Staates allmählich durchgedrungen ist. Am frühesten schon gegen Ende des Mittelalters, ist die neue Betriebsform im Bergbau zum Siege gelangt. Hier begegnen wir schon in den Anfängen der sonst nur einem ausgebildeten Kreditssysteme eigenenthümlichen Sonderung des Kapitals von der Arbeit. Im Ueberblich ist noch das ganze 16. Jahrhundert beherzigt von der Furcht vor der anwachsenden Macht des Kapitals, welcher die Zünfte durch Betriebsbeschränkungen im Interesse des Kleinbetriebes, der Staat durch Regulierung der Preise und Handelsvormundschaft im Interesse der Konsumenten vergeblich zu wehren suchten. Für die große Wandlung, welche sich desseungeachtet gegen Ende des Jahrhunderts in der Volkswirtschaft vollzog, ist aber nichts bezeichnender als die ziemlich unvermittelte Rezeption des römischen Obligationenrechtes, das den neuen Verhältnissen entsprach.

Gothein verfolgt sodann die Wandlungen der Gewerbepolitik des aufsteigenden Despotismus und zeigt, wie die oberbairische Ebene und noch mehr der Schwarzwald im Laufe des 18. Jahrhunderts ein industrielles Land geworden ist, aber er zeigt zu-

gleich, wie sich in dieser scheinbar glänzenden Entwicklung die elenden politischen und sozialen Zustände Deutschlands spiegeln. Der Druck der napoleonischen Herrschaft hat schließlich den allgemeinen Wunsch nach Handelsfreiheit hervorgerufen und „der Abschluß des Zollvereins fand bereits Reime einer Großindustrie vor, die in Anlehnung an ihn sich weiter zu stärkerem Gedeihen entwickeln konnten“.

Es liegt in der Natur einer solchen Einleitung, welche die Grundgedanken des ganzen Werkes in nuce enthält, daß sie keine leichte Lektüre sein kann. Um so mehr wird man jedoch des Verfassers Talent zu plastischer Darstellung bewundern müssen, und wir können uns nicht versagen, unsern Lesern zum Schluß eine kleine Probe reifer historischer Kunst mitzutheilen. Gothein weist auf die merkwürdige Thatsache hin, daß die Pfalz und Württemberg sich am raschesten von dem Ruin des dreißigjährigen Krieges, der sie doch am meisten betroffen hatte, erholten haben, und fährt dann fort: „Die Pfalz und Württemberg spiegeln die beiden Gegenpole deutschen Lebens wieder. In der Pfalz wird das freimüthige reformirte Beamtenthum hingerissen von dem persönlichen Rauber eines geistvollen Fürsten (Karl Ludwig), der sich in den gewagtesten Ideen eines neuen Zeitalters bewegt; ein Land ohne Stände, ohne verfassungsmäßige Rechte, aber zugleich bewohnt von einem Volke, leichtgläubig und unternehmungslustig, das die wirtschaftliche, geistliche, religiöse Freiheit wie kein anderes genießt. Dieses Land, dieses Volk öffnen sich der hugenottischen Einwanderung, die hier Glaubensverwandte antraf und ein völlig neues Bürgerthum schuf. In Württemberg dagegen sehen wir einen rändlich-patriarchalen Staat. Das alte Bürgerthum, welches auch die Beamtenschaft nur als seinen Ausschuss ansieht, bedeutet hier alles; streng geregelt nach der Schür, wie sie die lutherische Orthodoxie und eine minutiöse Gesetzgebung gezogen haben, verläßt sein Leben; eiferfüchtig schließt es sich gegen alles Fremde ab; aber es liegt genug Talent und Thatkraft in ihm selber, um das ungestraft thun zu können.“

Wir kennen in der That keine schönere Charakteristik des schwäbischen Lebens. Mögen die folgenden Lieferungen recht bald erscheinen.

Großherzogthum Baden.

Karlsruhe, den 31. Dezember.

(Die Telephonleitungen) und die Gestänge derselben auf den Dächern sind die wirklichen Bligableiter und bilden für das darunter befindliche Gebäude einen erhöhten Schutz gegen Bliggefahr. Bis her dachte man vielfach eine gegenfeitige Anlehnung, und die in Berlin erscheinende Zeitschrift „Grundbesitzthum“ gab derselben in einem Artikel, überschrieben: „Telegraphenleitungen und Bliggefahr“ Ausdruck. In diesem Artikel war unter Hinweis auf die Einräucherung des Hauptgebäudes der Elektrotelegraphencompagnie in New-York durch einen Bligschlag und die Vernehmung der Bligschläge in den letzten Jahren die Sicherung der Gebäude durch zweckmäßig angelegte, mit hinreichend starker Erdableitung versehene und mit dem Grundwasser verbundene Bligableiter anempfohlen worden. Zum Schluß hieß es in dem Artikel: „Die Elektrotechniker sind darüber einig, daß ein Bligableiter mit unterbrochener Erdleitung nicht nur kein Schutz für das betreffende Gebäude, sondern sogar eine direkte Gefahr sei. Aus diesem Grunde müßte jede Stütze auf den Häusern, welche für die Telegraphenleitungen benutzt wird, als Bligableiter behandelt und mit dem Grundwasser verbunden werden. Muß man nicht staunen, die Bligbehörde, welche das Regal für alle Regierungen hat, diese gewöhnlichen aller Regierungen, Kaiserliche, die eiserne Stützen auf den Häusern, welche die Telegraphenleitungen stützen, als Bligableiter zu betrachten? Hieraus ist dem „Grundbesitzthum“ nunmehr folgende Berichtigung von Seiten des Kaiserlichen Oberpostdirektors Geh. Oberpostath Griebach zugegangen: „Der in Nr. 48 der Zeitschrift „Das Grundbesitzthum“ vom 9. November enthaltene, erst jetzt zu meiner Kenntniß gelangte Artikel „Telegraphenleitungen und Bliggefahr“

Druck verboten

4. Wie ein Theaterstück entsteht.

Novelle. (Fortsetzung.)

Nach Wochen traf Vothar wieder mit Fräulein Verdugier zusammen. Sie trat ihm sehr herzlich entgegen, sie dankte ihm für seinen Strauß und ihr warmes, freundliches Lächeln drang ihm wie ein Sonnenstrahl in die Seele. Heute war ihm das Glück freilich nicht beschieden, an ihrer Seite zu sitzen; sie kam an die andere Seite der Tafel und wohl fünf oder sechs Sitze von dem Plaze ihm gegenüber entfernt zu sitzen; aber ein paar Male kreuzte ihr Blick den seinigen und er begegnete dann einem so wohlwollenden Ausdruck in ihrem Auge, daß er davon auf das Freudigste berührt wurde; einmal begegneten sich die Blicke, als er eben das Glas zum Munde führte, er konnte der Versuchung nicht widerstehen, es gegen Charlotten hin zu neigen, und sah mit Entzücken, daß diese Aufmerksamkeit im nächsten Augenblicke erwidert wurde. Im weiteren Verlaufe des Abends fand Vothar öfters Gelegenheit, mit Charlotten zu sprechen, und als die Stunde des Aufbruchs gekommen war und es sich herausstellte, daß Vothar von den anwesenden Herren dem Hause Charlottens zunächst wohnte, ward ihm die Gelegenheit, die Dame nach Hause zu begleiten. Sie traten hinaus in die klare, kernenhelle Winternacht; nach dem geräuschvollen, gesellschaftlichen Treiben umringelte sie die Stille der vereinsamten Straßen; selbst die Fußstapfen wurden von der weichen Schneedecke bis zur Unhörbarkeit gedämpft. Das Gespräch wandte sich der Bühne zu; Charlotte erzählte von ihrer Bühnenlaufbahn, von ihren Erfolgen, aber auch von ihren Kämpfen, und sie sprach von ihrer Kunst mit einer Begeisterung, die dem guten Vothar einen für ihn ganz neuen Gesichtspunkt in der Beurtheilung der Schauspielkunst anwies.

Welche herrliche Kunst, dachte Vothar, als er nach der Trennung von Charlotten allein den Weg nach seiner Wohnung zurücklegte, und welche herrliche Vertreterin dieser Kunst! Und es überkam ihn der Gedanke: wenn er doch etwas thun könnte, was ihn mit Charlotten geistig näher zusammen führte, wenn er etwas leisten könnte, was ihr ein wenig Interesse für seine Person abnähigte,

was ihn ihr ebenbürtiger, verwandter machte! Einen Namen in seiner Wissenschaft zu erringen, war ihm oft als das Ziel seines Lebens erschienen; aber diese Wissenschaft erschien ihm heute so kalt und unfruchtbar gegenüber den unmittelbaren, lebendigen Wirkungen der Bühne. Wenn er noch den Blick, statt ihn gebückten Hauptes auf die Pfannen der Erde zu richten, hinaufsenden könnte zu den lichten Höhen der Kunst und der Dichtung, wenn er etwas schaffen könnte in dem Gebiete, in dem Charlotte so herrlich waltete! Wie beneidenswert muß der Dichter sein, dessen Worte von so frühen Lippen widerklingen, und wie selbstman muß es einem Menschen zu Muth sein, wenn er eine Gestalt, die er aus seiner Phantasie heraus erschuf, von einem so schönen, begehrenswürdigen Mädchen verkörpert sieht. Vothar kam von dieser Vorstellung nicht los; sie gewann immer mehr Macht über seinen Geist, sie füllte seine Einbildungskraft immer mehr aus, sie beschleunigte den Gang seiner Pulse. O ja, es ist gewiß schön, in irgend einer Kunst, in einer Wissenschaft Triumphe zu erringen, deren sich die, an deren Beifall uns zumeist gelegen ist, deren Bild uns anspornen zu rastlosem Vorwärtstreben, aufrecht freut. Aber was ist dieser Triumpfung gegen den Zauber, wenn wir von der Freundin selbst das, was wir erkennen und erdichten, auf das Anmuthigste verkörpert sehen, wenn derselbe Beifall uns und ihr zugleich gilt. An ihrer Hand hinauszutreten auf die lichtumflorte Bühne, vor das Publikum, dessen rauschende Beifallsumgebungen das Haus erfüllen, mit ihr alle Ehren zu theilen, ihr den Erfolg einer Geistesarbeit zu danken — das war ein Phantasiebild, an welchem Vothar sich veraufschte.

In dieser Nacht sah Vothar Charlotten mit einem Blumenstrauß um das Paar, nicht an seiner Seite durch einen einsamen Park wandelnd, er sah sie neben sich auf der Bühne, mit einem Vorberührung in der Hand, den sie beide angefaßt hielten, denn er gehörte beiden: dem Dichter und der Künstlerin. Zu freilich entwich dieses schöne sarte Traumbild vor dem Glanze des Tages, vor dem durch die Fenster hereinflutenden Morgenlicht; aber die Empfindungen, die es in Vothar hervorgerufen hatte, überschreute der neue Tag nicht zugleich mit dem Traum. Wenn dieser Traum jemals zur Wahrheit werden könnte! Thörichter Gedanke! Aber der thörichte Gedanke kam wieder, er

beschlich Vothar mitunter, wenn er sich inmitten seiner botanischen Studien sah, und lenkte seinen Geist auf andere Wege.

Eines Abends las Vothar in einem Journal eine kleine Erzählung, die nur deshalb seine Aufmerksamkeit erregt hatte, weil die Heldin Charlotte hieß. Diese Charlotte war seiner Charlotte nicht ganz unähnlich und doch nahm die Erzählung dann eine Wendung, die er mit seiner Vorstellung von Charlotten nicht vereinigen konnte; „seine“ Charlotte würde in dem vorliegenden Falle anders gehandelt haben; er malte sich aus, wie sie gehandelt haben würde, und er kam dabei zu einer Entwicklung und schließlich zu einem Abschlusse der Geschichte, der seiner Ueberzeugung nach viel befriedigender und natürlicher war, als der Schluß der Geschichte in der Zeitung. Hätte er die Erzählung geschrieben, sie würde lebendiger und folgerichtiger gewesen sein. Er hätte sich Charlotte Verdugier zum Vorbild genommen und der Gedanke an sie würde seine Phantasie belebt haben. Es reizte ihn, die Geschichte in der Weise, wie sie ihm vorschwebte, auszuführen; er machte den Versuch und während er schrieb, ward ihm die Situation so lebendig, daß er wühlte, Charlotte beugte sich über seine Schulter und er fühlte ihren warmen Athem an seiner Wange; er schrieb so frisch und freudig darauf los, daß sich Blatt an Blatt fügte; Rede und Gegenrede folgte in seiner Erzählung, als ob er und Charlotte mit einander plauderten, und rascher als er gedacht hatte, war er zu Ende gekommen. Er hatte sich warm geschrieben und mußte nun lächeln über seinen Eifer; diese allübende Liebeserklärung, die da auf den feinen und fast ohne Korrektur geschriebenen Blättern vor ihm stand, war ihm auf dem Papier so leicht geworden; die Vereinigung der beiden Liebenden hatte er mit der Wärme einer lebhaft erregten Einbildungskraft geschildert. Im Leben aber fangen unendlich viele Romane an, die nie zu Ende geführt werden. Vothar sagte sich, so zu Charlotten in Wirklichkeit zu sprechen, wie er hier auf dem Papier zu ihr gesprochen hat, dazu würde wohl nie die Stunde kommen, und an eine Vereinigung mit Charlotten zu denken wagte er nicht. Aber wenigstens an seiner Arbeit durfte er wohl Freude haben; das Bild Charlottens auf dem Schreibtische sah ihn freundlich und gültig an und er fühlte sich so frei und leicht in seiner Seele.

(Fortsetzung folgt.)

